

...scheuen das Licht der Öffentlichkeit: eine kurze Geschichte des Liebesbriefs

Voland, Constanze

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Voland, C. (2001). ...scheuen das Licht der Öffentlichkeit: eine kurze Geschichte des Liebesbriefs. *kommunikation @ gesellschaft*, 2, 1-8. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0228-200102056>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

...scheuen das Licht der Öffentlichkeit. Eine kurze Geschichte des Liebesbriefs

von Constanze Voland

In der Geschichte der Menschheit ist der Brief eines der ältesten Medien der Nachrichtenübermittlung. Die unterschiedlichen Briefsorten werden nach den Absichten ihrer Aussagen klassifiziert. Die persönlichste Form überhaupt ist der Liebesbrief. Er existiert wohl seit Bestehen der Schrift, was allerdings durch Überlieferungen, Dokumente, Korrespondenzen und Zeugnisse nur spärlich bewiesen ist. Denn schließlich ist das Hauptmerkmal des Liebesbriefes, dass er ausschließlich an eine Person gerichtet und nicht für Dritte bestimmt ist. Wer gibt schon gern seine Liebesbriefe freiwillig aus der Hand? Liebesbriefe scheuen das Licht der Öffentlichkeit. Diejenigen, die jedermann als Lektüre zugänglich sind, stammen in der Regel aus der Hand berühmter Dichter oder Künstler. Juristisch gesehen besteht in der Bundesrepublik eine Schutzfrist von 70 Jahren, bevor ein Brief ohne Zustimmung des Verfassers publiziert werden darf. Liebesbriefe, die lange aufbewahrt wurden und von anderen gelesen werden, verändern ihre Funktion. Sie werden zu autobiographischen Dokumenten der jeweiligen Zeit und zu Quellen für Liebesgeschichten. Für einen Liebesbriefempfänger gehören sie zu den schönsten oder traurigsten Erinnerungsstücken.¹

Der Liebesbrief ist weniger dialogisch oder reziprok als der allgemeine Brief, außer in der Form der E-Mail. Zwar wird meist sehnlichst eine Reaktion erwartet, er wird jedoch nicht immer beantwortet. So bleibt er oft ein anonymes Zeichen heimlicher Verehrung, wie beispielsweise der Liebesbrief in Form eines Fanbriefs an einen Star. Der Akt des Schreibens ist eine kontemplative Angelegenheit. Er enthält einen Großteil an Autokommunikation und ist neben dem Tagebuch die wichtigste Codierung von Intimität: man schreibt sich etwas von der Seele, man setzt sich introspektiv mit seinen Gefühlen auseinander. Somit erhält der Liebesbrief seine autokommunikative und monologische Form. Aus diesen Aspekten der Selbstmanifestation entstand der in der Epistolartheorie gängige Topos 'Brief als Spiegel oder Abbild der Seele des Schreibers' (Müller 1980). Ein bereits geschriebener Liebesbrief muss nicht unbedingt abgeschickt werden. Oft verändert sich die Intention während des Schreibakts. Spontan und unverbraucht sollen die Gefühle in Worten aufs Papier gebracht werden.

Ein Liebesbrief unterstreicht die Beziehung zu einem anderen Menschen. Oftmals enthält er geflügelte Worte oder eine eigene kleine Geheimsprache der Liebenden mit Kosenamen, um die Vertrautheit noch zu verstärken.

Das entscheidende beim Liebesbrief ist selbstverständlich der Inhalt des Gesagten, die Worte, jedoch ist er manchmal noch zusätzlich mit außersprachlichen Zeichen, die sein Genre unterstreichen, ausgestattet. Er kann parfümiert, mit Herzchen, Kussmund, Blumen oder sonstigen romantischen Abbildungen verziert, auf rosa Papier oder mit Lippenstift niedergelegt

¹ Dieser Aufsatz basiert auf zahlreichen Anregungen aus dem Seminar „Der Brief als Kommunikationsmittel“ im Wintersemester 1997/98 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen unter der Leitung von Prof. Utz Jeggle.

sein. Meist ist er bewusst in Schönschrift geschrieben, oftmals enthält er ein Gedicht. Es ist wesentypisch für den gegenständlichen Liebesbrief, dass er stets verschlossen ist, da er äußerst persönliche Bekenntnisse enthält, und dass er beim Empfänger starke Reaktionen auslösen kann, wie etwa Zerreißen aus Schamgefühl, Verbrennen aus Wut oder Enttäuschung, oder aber wiederholtes Lesen und stolzes Aufbewahren mit roter Schleife an einem geheimen Ort. Liebesbriefe werden nur einmal oder unterschiedlich oft, auch unterschiedlich lange geschrieben, beginnen meist mit einer liebevollen Anrede und enden mit einem gefühlvollen Schluss. Das Liebespaar Goethe und Charlotte von Stein schickte sich sogar mehrmals täglich kleine Billet doux mit Liebesschwüren, obwohl sie am selben Ort lebten.²

Der Liebesbrief dient als Mittel, dem/der Geliebten seine/ihre Liebe zu beweisen, in dem man ihm/ihr die innersten Gedanken anvertraut. Es gibt verschiedene Gründe und Anlässe, Liebesbriefe zu schreiben, als Liebesgeständnis, als Liebesbeweis, nach einem Streit, als artigen Dank für ein Rendezvous, um ein Wiedersehen zu erbitten, um räumliche Trennung, wenn auch nur scheinbar, zu überbrücken, etc. Meist sind sie motiviert durch Sehnsucht, Hoffnung auf Wiedersehen und den Wunsch nach Kräftigung oder zumindest Bestätigung der Liebe. Bei Jugendlichen sind oft eher unverbindliche 'lockere' Äußerungen nach dem Motto „Vielleicht könnten wir uns ja mal treffen“ oder „Willst du mit mir gehen?“ anzutreffen. Liebesbriefe können auch als Ersatz für ein mündliches Gespräch gelten, wenn man sich nicht traut, jemandem seine Liebe mitzuteilen, oder aber als Versuch, nach einem Streit einzulenken und die richtigen Worte zu finden, indem man sie ohne Zeitdruck schriftlich formuliert. In manchen Situationen kommt ein Gespräch, eine Zwiesprache, nicht in Betracht oder wird bewusst, z. B. zur Distanzwahrung, vermieden. Im Brief ist es möglich, ohne durch sofortige Rückfragen zur Präzision gezwungen zu werden, gewisse Dinge nur anzudeuten, bewusst in der Schwebe zu halten, was wiederum den Empfänger verstärkt dazu zwingt, auch zwischen den Zeilen zu lesen.

Zur Kultur und Bedeutung des Liebesbriefs

Der Liebesbrief war im Laufe der Zeit kultur- und bedeutungsgeschichtlichen Veränderungen unterworfen: In der schönen Literatur finden wir seit der Antike Liebesbriefe etwa von Ovid, Horaz oder Seneca, allerdings in einer stark literarisierten Form. Auch nicht volkstümlich waren im Mittelalter die Minnebriefe: poetische Liebesgrüße an die Geliebte in Form eines Gedichts in Reimpaaren, oder der *salut d'amour* aus der provençalischen Troubadourlyrik. Im 13. Jahrhundert pflegte man immer noch stark stilisierte literarische Liebesbriefe auf lange schmale Pergamentstreifen zu schreiben, die dann zusammengerollt und mit einem seidenen Fädchen zugebunden vom *Postillon d'amour* oder vom Schreiber selbst überbracht wurden. Im 14. Jahrhundert finden sich die ersten Muster-Liebesbriefe in Briefstellern. Der Begriff 'Briefsteller' war ursprünglich die Bezeichnung für den Briefschreiber (*auctor epistolaris*), ab ca. dem 14. Jahrhundert benannte er ein Muster- und Lehrbuch (*liber epistolaris*), welches

² Goethe und seine 'Seelenfreundin' Charlotte von Stein schickten sich über zehn Jahre lang Briefe und Billets, die manchmal an Blumen oder kleinen Geschenken befestigt waren. Als Goethe nach Italien reist, werden seine Briefe zunehmend fatalistischer. Seine Geliebte fungiert für ihn als Weltersatz. Das Briefkonvolut umfaßt 1650 Stück, allerdings sind nur die Briefe Goethes an von Stein erhalten, da diese nach Beendigung der Beziehung ihre Briefe zurückverlangte und vernichtete. 1848 wurden die Briefe Goethes an von Stein aus ihrem Nachlaß veröffentlicht (Maurer 1997).

rhetorische Regeln für den geschäftlichen, behördlichen und privaten Briefverkehr (in der Regel mit Formeln und mit Beispielsammlungen) codierte. Heute ist der Begriff antiquiert, und Anleitungen zum Briefeschreiben heißen 'Stillehre' oder 'Ratgeber'. Auf den heutigen Leser wirken die Worte jedoch eher freundschaftlich. Lediglich die Anrede und der Schluss weisen darauf hin, dass es sich um einen Liebesbrief handelt. Im 15. und 16. Jahrhundert diente der Brief hauptsächlich zu geschäftlichen Zwecken. Der Liebesbrief ist immer noch eine Kunstform. Im 16./17. Jahrhundert knüpft eine Welle von erdichteten Liebesbriefen an die antike Heroiden-Tradition an. Im Barock finden wir den Liebesbrief mit den Charakteristika dieser Epoche, wie Unnatürlichkeit, Geziertheit und Formelhaftigkeit. Der Briefsteller erfuhr seine Blütezeit (vgl. Nickisch 1991, 84), wie später im Detail noch geschildert werden soll.

Der Liebesbrief als kulturelles Phänomen, als Gegenstand und Kommunikationsmittel zwischen zwei Menschen wird laut Forschungsliteratur allerdings erst ab dem 18. Jahrhundert interessant; eine Zeit, die in der Brieftheorie als 'Genese des Privatbriefs', insbesondere des Liebesbriefs, bezeichnet wird (vgl. etwa Hillard 1969 oder Nickisch 1991), Alphabetisierung und Brieftransport florierten. Die eigentliche Bedeutung des Liebesbriefs begann mit der Emanzipation des Bürgertums und dem Freundschaftskult der Empfindsamkeit. Ein Belauschen der innerseelischen Regungen und Stimmungen, ein Streben nach Besinnung, Gefühl und Reflexion herrschten vor, was ein geradezu inflationäres Aufkommen von Briefen, Briefwechseln ('Seelenbesuche') und Tagebuchaufzeichnungen in den Epochenströmungen des Sturm und Drangs, der Aufklärung, der Klassik und der Romantik zur Folge hatte. Durch die zentrale Stellung des Menschen im zeitgenössischen Weltbild wurde eine neue Privatsphäre geschaffen, und die Einmaligkeit der Person und der Liebe lösten eine starke Gefühlsbetontheit aus, was auch an der emphatischen Ausdrucksweise abzulesen war. Das Schreiben von Briefen galt gewissermaßen als 'schick', sie wurden herumgereicht und gegenseitig vorgelesen. Die Gefühlskultur fand ihre Manifestation vor allem im Brief. Im 18. Jahrhundert lösten sich zudem die strengen Codierungen, die Briefeschreiber laut Briefsteller zu beachten hatten. Der Brief sollte individueller und natürlicher nach Regeln der Moral und des Geschmacks in einer 'natürlichen Sprache des Herzens' verfasst werden. Die von Christian Fürchtegott Gellert propagierte Natürlichkeit aus seinem Werk „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ (1751) verhalf zu diesem Durchbruch und wurde 1783 von Karl Philipp Moritz, der Briefsteller ebenfalls radikal ablehnte, noch konkretisiert („Anleitung zum Briefschreiben“). Man nahm endlich Abstand von dem starren rhetorischen Regelsystem. Der Brief war nun in Aufbau und Sprache frei und zwanglos geworden. Laut Gellert schreiben Frauen die besseren, 'freieren und weniger ängstlichen' Briefe, da sie das gefühlvollere Geschlecht seien. Im Zeitalter der Lese-, Schreib- und Briefkultur wurde der Brief zunehmend zur literarischen Gebrauchsform.

Immer mehr Liebesbriefe und Liebesbriefwechsel gelangten an die Öffentlichkeit. Im Drama und in der Prosa wird der Liebesbrief als Requisite und Spannungsträger fester Bestandteil, bald entsteht sogar eine neue literarische Gattung, die sich überwiegend bis ausschließlich fingierter Briefe bedient, der Briefroman, von denen die berühmtesten jener Zeit *Pamela* (1740) oder *Clarissa* (1747/48) von Samuel Richardson oder *Die Leiden des jungen Werthers* von J.W. Goethe (1774) sind. In der Romantik hält das große Interesse an Liebesbriefen an.

Sie werden zur Kunstform für Veröffentlichungen, beispielsweise zwischen Meta Moller und Friedrich Gottlieb Klopstock oder zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau.

Nach dieser Blütezeit, dem 'Jahrhundert des Briefes', meinte Georg Steinhausen in seiner umfangreichen „Geschichte des deutschen Briefes“ (1889-1891) ein Ende der Brief- und Liebesbriefleidenschaft konstatieren zu können. Er sollte - glücklicherweise - jedoch nicht recht behalten.

Im 20. Jahrhundert wurde die Tendenz fortgesetzt, den Brief als Zeugnis der inneren Verfassung, des inneren Seelenlebens zu betrachten. Während der Weltkriege erlebte der Liebesbrief eine Konjunktur, da er für die Soldaten den einzigen Weg darstellte, mit der Frau oder Freundin zu kommunizieren (und umgekehrt). Hier war sowohl die tatsächliche, räumliche als auch die individuell wahrgenommene Distanz zum/zur Geliebten besonders groß, und erzeugte ein entsprechend großes Bedürfnis, sich gegenseitig der Liebe, Anteilnahme und Treue zu versichern. Man schätzt, dass schichtenübergreifend und unabhängig vom Bildungsstand im Zweiten Weltkrieg etwa 40 Milliarden Feldpostsendungen verschickt wurden. Wegen oft verzögerter Zustellungszeiten der organisierten und gebührenfreien Feldpost war die Reziprozität eingeschränkt und ein monologischer Charakter vorherrschend. Zudem erfüllten die Feldpostbriefe die Funktion eines Lebenszeichens. Als einen äußerst bedeutungsvollen und kontemplativen Akt kann man sich das Liebesbriefschreiben eines Soldaten inmitten der aufwühlenden Kriegssituation vorstellen.

In der Nachkriegszeit bekommt der Brief im Westen Deutschlands, was seine 'Auflage' angeht, eine Konkurrenz durch das Telephon, das in den 70er Jahren in nahezu jedem Haushalt vorhanden ist. Die Liebenden können sich nun dialogisch austauschen. Sie sind zwar nicht mehr auf die schriftliche Kommunikation angewiesen, jedoch bleibt der Brief und insbesondere der Liebesbrief weiterhin erhalten. Das Telegramm, obwohl ein schnelles Medium, konnte sich, wohl weil für die Postbediensteten einsehbar, nicht durchsetzen. Sein Nachfolger, das Telefax, schon eher, obwohl, so mag man mutmaßen, Mitteilungen intimster Art am liebsten in geschlossenen Kuverts befördert sein wollen. Jedoch ermöglicht das Telefax-Verfahren handschriftliche, mit Abbildungen versehene und damit persönliche Botschaften, zu überbringen.

Als eine ernstzunehmende, da auch preiswertere und realistische Konkurrenz bzw. Alternative, Erweiterung oder Bereicherung zum klassischen Liebesbrief ist im Zeitalter digitaler Medien die E(lectronic)-Mail geworden. Die E-Mail wird wie der herkömmliche Brief schriftlich formuliert, allerdings getippt. Vertraute Prozesse wie 'Abschicken' und 'Empfangen' oder der Gang zum 'Briefkasten', werden nun per Mausklick sekundenschnell getätigt, das Datum (plus Uhrzeit) und der Absender werden automatisch erstellt, und selbst die Empfängeradresse ist speicher- und damit automatisch abrufbar. Auch inhaltlich übernimmt die E-Mail bestimmte Strukturelemente des Briefs, wie das klassische Dispositionsschema *salutatio, exordium, narratio, petitio* und *conclusio*, während die gegenständliche Seite, wie Briefmarke, Umschlag, Gang zur Post, raschelndes Papier etc. entfällt. Die einzige Möglichkeit, E-Mails sinnlich zu vergegenständlichen, ist das Ausdrucken und Aufbewahren. Das unpersönliche der vom System vorgegebenen Schrifttypen kann gemildert werden, wenn eine 'Liebes-Mail' mit angehängten Dateien, oder *Emoticons* verziert wird (Bsp. eine Rose @-->-->--). Letztere sollen zum einen Gefühle und Stimmungen vermitteln, der Online-Kommunikation mehr Herz verleihen, zum anderen den Prozess zusätzlich beschleunigen. Die *chat-lines*, in denen

explizit geflirtet wird, beherrscht ein lockerer, loser *Cyber-Slang*, der oft nur für den regelmäßigen *user* zu verstehen ist. Eine *Chatiquette* soll Auswüchse verhindern helfen.

Im direkten Vergleich zum materiellen Liebesbrief erscheint der Liebesbrief per E-Mail als unpersönlichere, fernerstehende und losere Variante, wobei gerade diese Eigenschaften auch als Vorteile empfunden werden können, da Distanziertheit und Unverbindlichkeit ebenso wie Nähe und Gemeinsamkeit zu den Grundbedürfnissen des modernen Menschen gehören und die elektronische Kommunikation diesem Wechselspiel entgegenkommt (Sander 1998, 85).

Als vorteilhaft wird außerdem der geringe 'brieftypische Phasenverzug' (Bürgel 1976, 288) der E-Mail empfunden. Die Art des Kommunizierens wird damit stärker dialogisch. Der Liebesbrief über das Netz ist somit eher spielerisch, weniger ernsthaft, da das Medium oftmals 'nebenher', zwischendurch, etwa am Arbeitsplatz oder im mit Kosten verbundenen Internet-Café genutzt wird und gattungsspezifisch eher an das 'Schülerbriefchen' erinnert (das übrigens sehr geringen privaten Charakter besitzt, da es zu gern von anderen gelesen wird.). Dem 'Schülerbriefchen' ähnlich ist vor allem die getippte Liebesbotschaft über das Mobiltelefon, eine 'Liebes-SMS'. Auch hier existieren bereits Anleitungen, wie man am effektivsten seine Liebe in 160 Zeichen gesteht, jedoch entfallen beim *Short Message Service* weitgehend Anrede und Grußwort.

Der Umgang mit dem 'Mailpartner' erscheint eher lässig und cool; guter Stil und Form werden vernachlässigt. Stattdessen enthalten E-Mails Abkürzungen, oft in witzig falscher Orthographie, Anglizismen, Regionalismen, Colloquialismen, Versatzstücke aus Comics, Zitate aus Popkultur und Werbesprache, etc. und nähern sich dadurch eher dem gesprochenen Wort an. Die poetischen und schwülstigen Liebesbriefe aus der Romantik werden durch schlichte, schnörkellose, einfache und schnelle 'Liebes-Mailchen' ersetzt. Das Internet ermöglicht außerdem inzwischen, vorgefertigte elektronische Liebesbriefe (auf Wunsch auch anonym) zu verschicken und dabei sogar zwischen verschiedenen Sprachen zu wählen. Jegliche Art von technischer Weiterentwicklung ist denkbar und zum Teil schon verwirklicht (z.B. klingende elektronische Grußkarten).

Wenn der Mut oder die richtigen Worte fehlen - Anleitungen zum Liebesbriefeschreiben

Dass gerade für die intimste und individuellste Form des Briefes eine Anleitung vonnöten sein soll, scheint zunächst unsinnig, jedoch wurde der Liebesbrief seit dem 19. Jh. fast immer in den Briefstellern berücksichtigt. Um die Jahrhundertwende 1899/1900 erschienen die ersten Briefsteller, die sich ausschließlich den Liebesbriefen widmeten, oft unter Autorenpseudonymen wie 'Rosenduft' oder 'Amorsky', mit klangvollen Titeln wie 'Amors Liebesbote' oder 'Aus dem Herzen in die Feder' (vgl. Ettl 1984, 124ff.). Sie appellierten scheinbar an die Individualität der Liebesbrief-Autoren in ihrer unvergleichlichen und außergewöhnlichen emotionalen Lage, offerieren jedoch nun stark stereotypisierte Musterbriefe. Empfohlen werden exzessiver Sprachgebrauch und Überschwänglichkeit. Unterschieden werden Stationen der Liebesbrief-Korrespondenz wie *Annäherung* (die noch keine leidenschaftliche Bekenntnisse enthalten sollten), *Erklärung* (mit konkreten Anweisungen zur Sprache) und *Legalisierung des Verhältnisses* (z.B. mit konkreter Darstellung der finanziellen Situation des Bewerbers). Es kommen Musterbriefe für Hochzeitsannoncen und deren Antworten (als Zu- oder Absage) auf, die bis heute ihren festen Platz in den entsprechenden Ratgebern (der Begriff Briefsteller wird nicht mehr verwendet) haben. Der Liebesbriefsteller, wie er ab ca. 1890 bis

ca. 1930 jeweils in mehreren Auflagen erschien, wirkt sehr pragmatisch und zielorientiert und suggeriert, dass nach der Heirat kein Bedürfnis mehr für einen Liebesbrief bestünde (Ettl 1984:129). Den Geschlechtern sind streng unterschiedliche Rollen zugewiesen. Die abgedruckten Briefbeispiele von Männern sind Werbebriefe, während Frauen mit einem Antwortbrief zu- oder absagend reagieren. Die Kapitel sind in 'für Damen' und 'für Herren' unterteilt, es existieren sogar ganze Briefsteller für das jeweilige Geschlecht. Unterteilt wird außerdem nach Alter (ein jüngerer Herr dürfe sich leidenschaftlicher und poetischer ausdrücken, ein älterer Herr sollte Wärme und finanzielle Sicherheit anbieten), außerdem werden verschiedene Berufsgruppen und soziale Schichten angesprochen (z.B. ein Handwerker soll sich ehrlich und bescheiden darstellen, während ein Soldat Kürze, Deutlichkeit, Mut und Entschlossenheit erkennen lassen soll). Liebesbriefverfasser und ihre Situationen werden typisiert. Beispiele für geeignete Anreden werden gegeben, empfohlen wird der Gebrauch von schmückenden Adjektiven und sonstigem *ornatus*. Die Anleitungen erfolgen oft schrittweise und systematisch (z.B. „Bilde Sätze mit Gegenüberstellungen“).³

Zeitgenössische Briefsteller, also Ratgeber, sind stark trivialisiert, was besonders gut in den Kapiteln zum Liebesbrief deutlich wird. Meist wird eine ganze Romanze, eine Folge von Briefen abgedruckt, die sich wie ein 'Kitschroman' lesen. Sie enthalten fortlaufende Musterbriefe zu entscheidenden Phasen wie Annäherung, Heiratsantrag, Untreue, Eifersucht, Trennung. In einem Ratgeber aus den 1980er Jahren „So schreibt man Liebesbriefe“ finden sich noch reichlich antiquierte Anleitungen zur Briefmarkensprache, Tipps für den Fall, dass er/sie nicht antwortet, und die Empfehlung, die Briefe aufzubewahren. (Mayer 1980). In den zeitgenössischen Liebesbriefstellern werden die traditionellen Rollenzuweisungen durchbrochen. Jetzt können auch Frauen die Initiative ergreifen und einen Werbebrief schreiben. Zudem finden sich neue Rubriken wie 'nach dem ersten Mal', 'Scheidung' oder 'Seitensprung', wobei für Schlichtheit, Kürze und sparsamen Umgang mit Gefühlsäußerungen plädiert wird. Die Sprache unterscheidet sich nicht mehr so sehr von der Alltagssprache. Sachlichkeit und Nüchternheit sind eingekehrt. Romantische Verzauberung scheint nicht mehr gefragt. Heutige Briefsteller weisen ungeniert auf ihren angeblich hohen Nutzen hin und wirken damit wie Selbstreklame. Sie thematisieren die mangelnde Bereitschaft, zu Rate gezogen zu werden, ebenso den drohenden Verfall des Mediums Brief und verkünden sogar großspurig: „Liebesbriefe können Leben verändern“.. Etwas zweifelhaft erscheinen die Anleitungen zum elektronischen Liebesbrief, eine Art 'digitaler Briefsteller', der Tipps zum 'erfolgreichen Flirten im Internet' vermitteln will. Sich via Internet zu verlieben ist das Ziel. So soll die Wahl des Pseudonyms gut gewählt sein („der erste Eindruck zählt“) oder die Initiative stets ergriffen werden („wer wagt, gewinnt!“), *Emoticons* und Akronyme sollen sinnvoll eingesetzt werden. Bezeichnend ist außerdem, dass konkret einsame Menschen oder Großstadt-Singles angesprochen werden. Der Flirt im Internet biete aufgrund der anonymen Benutzung eines Pseudonyms die Möglichkeit, offener und ungehemmter zu kommunizieren, was bei schüchternen Menschen von Vorteil sei. Auch die Briefsteller im Netz enthalten Typisierungen potentieller Chat- (und Lebens-)Partner und bieten geschlechterspezifische Tipps. Der Internet-Ratgeber

³ Alle Beispiele aus: Ettl, Susanne, 1984, Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation, einer Untersuchung von Briefstellern aus den Jahren 1880-1980.

„Chatten in der Cyber-World“ enthält außerdem Ratschläge für das erste *Offline*-Treffen und weist auf die Möglichkeit hin, sich virtuell trauen zu lassen (Filinski 1989).

Die Zukunft des Liebesbriefs

In Anlehnung an Habermas' einflussreiche Studie über den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas 1971), sind sich die kulturpessimistischen Brieftheoretiker einig, dass sich der Brief und seine Kultur in den 1970er Jahren historisch erledigt haben, da die bürgerliche Öffentlichkeit zerfalle. Jedoch wurde der Brief schon so oft 'totgesagt', auch von Adorno, der schon 1962 den Brief für anachronistisch hielt (vgl. Adorno 1962, 128), dass man die sprichwörtliche Hoffnung hegen kann „Totgesagte leben länger“.

Sicher ist der Liebesbrief in seiner ursprünglichen Form aufgrund neuer Kommunikationstechniken seltener geworden, jedoch kann man hoffen, dass es stets ein Bedürfnis zweier Liebender war und ist, sich gegenseitig, auch schriftlich, in einer 'dauerhaften' und auch äußerlich ansprechenden und sehr persönlichen Form mitzuteilen und auszutauschen. Auch das Einritzen geheimer und doch öffentlicher Liebesbotschaften in die Rinde eines Baumes („...ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort ...“), die Botschaft auf dem Badezimmerspiegel, das Graffiti oder der in die Schul- oder Parkbank eingeschnittene Liebesgruß sind Formen des Liebesbriefs, selbst kleine Liebesbotschaften per Anzeige in Zeitungen oder in ausgestrahlten Texttafeln regionaler Fernsehsender.

Der Liebesbrief zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist also durch eine immense Formenvielfalt gekennzeichnet. Vielleicht ist gerade in der heutigen schnelllebigen Zeit eines Tages eine Renaissance des handschriftlichen Liebesbriefs oder ein Retro-Trend zu erwarten, eine Rückbesinnung auf die Werte eines handschriftlichen und vertraulichen Liebesbriefs, dessen Reiz vielleicht auch darin liegt, dass die Spannung ob, wie und wann er Antwort findet, ausgehalten werden muss. Der Liebesbrief wird weiterleben, wenn auch als eine neue Textsorte, oder in neuer Gestalt neben oder in allen Kommunikationsformen. Gerade weil der Liebesbrief in seiner ursprünglichen, authentischen, materiellen und sinnlichen Form, als Objekt oder Utensil selten geworden ist (Vgl. Nickisch 1991, 16ff.), hat er eine noch größere Bedeutung erlangt, er ist schon beinahe ein Luxus, erfüllt heute geradezu die Funktion eines kostbaren Geschenks, eines selbstgemachten Gegenstands. Bausinger unterstellt in *Die Alltäglichkeit der Korrespondenz* sowohl Briefen als auch Geschenken Stabilisierungserhalt und Verstärkung von Beziehungsnetzen (Bausinger 1996, 303).

Literatur:

Adorno, Theodor W., 1962, Nachwort zu: Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen. (Ausgewählt und eingeleitet von Walter Benjamin). Frankfurt/M., S. 119-128.

Baasner, Rainer, 1999, Briefkultur im 19. Jahrhundert. Tübingen 1999.

Bausinger, Hermann, 1996, Die alltägliche Korrespondenz, in: Klaus Beyrer, Hans-Christian Täubrich (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Frankfurt/M., S. 294-393.

Bürgel, Peter, 1976, Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 50, S. 281-297.

Clauss, Elke, 1993, Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar.

Ettl, Susanne, 1984, Anleitungen zur schriftlichen Kommunikation. Briefsteller von 1880-1980. Tübingen.

Filinski, Peter, 1989, Chatten in der Cyberworld. Bonn.

Habermas, Jürgen, 1971, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied/Berlin.

Hillard, Gustav, 1969, Vom Wandel und Verfall des Briefes, in: Merkur 23, 342-351.

Mayer, Renate, 1980, So schreibt man Liebesbriefe. München.

Maurer, Doris, 1997, Charlotte von Stein. Frankfurt/M./Leipzig.

Müller, Wolfgang G., 1985, Der Brief, in: Klaus Weissenberger (Hrsg.): Prosa ohne Erzählen. Die Gattungen nicht-fiktionaler Kunstprosa. Tübingen, S. 67-87.

Nickisch, Reinhard M.G., 1991, Brief. Stuttgart.

Sander, Uwe, 1998, Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main.

Steinhausen, Georg, 1889-1891, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zwei Bände. Berlin.

Vellusig, Robert, 2000, Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar.